Bürgerliche Gestaltung und Lebenswirklichkeit im Spiegel von Sprache und Stil volkstümlicher schweizerischer Schauspiele des 16. Jahrhunderts

Autor(en): **Wyss, Heinz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **22 (1966)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420861

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Damit scheint die Aufgabe vorgezeichnet zu sein, welche die Beschäftigung mit deutschschweizerischer Kultur in Schule und Lehrerbildung hat. Es geht jedenfalls nicht darum, etwa die Volkskunde mit der Verwendbarkeit im Unterricht zu rechtfertigen oder Lehrkräfte auf eine spätere freiwillige Forschertätigkeit auf volkskundlichem Gebiet vorzubereiten. Es geht darum, den künftigen Lehrer so weit mit dem Kulturgut unseres Volkes bekannt zu machen, daß er Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten erkennt, die auch heute viele unserer Lebensäußerungen weitgehend bestimmen. Solche Erkenntnis möge dann in ihm die Grundhaltung bilden helfen, in welcher er jeglichen Lehrstoff an seine Schüler heranträgt. Das Gefühl geistiger und seelischer Heimatlosigkeit könnte durch das Erkennen nächster Bezüge der Einsicht weichen, daß es auch heute noch Werte und Ordnungen gibt, die das Individuum aus der beklemmenden Isoliertheit hinaus führen und ihm seinen Platz in der größeren oder kleineren Volksgemeinschaft zuweisen, zu der es gehört.

Es kommt sicher nicht von ungefähr, daß gerade an der Berner Universität ein Lehrstuhl für Sprache, Literatur und Volkskunde der deutschen Schweiz besteht und daß sich dessen Inhaber stark mit Fragen der Lehrerbildung zu befassen hat. Die Wirkungen, die von dieser Stätte des Forschens und Lehrens seit Otto v. Greyerz auf die Schulen im ganzen Lande ausgingen, sind unverkennbar. Ihr Einfluß sollte sich jedoch gerade heute und in Zukunft noch bewußter auf jegliche Lehrerbildung ausdehnen, ist doch die Beschäftigung mit deutschschweizerischem Kulturgut nicht mehr nur wissenschaftliche Betätigung: sie ist zu einem pädagogischen Anliegen geworden.

Bürgerliche Gestaltung und Lebenswirklichkeit im Spiegel von Sprache und Stil volkstümlicher schweizerischer Schauspiele des 16. Jahrhunderts

Von Dr. Heinz Wyß, Seminardirektor, Bern

Das Drama des 16. Jahrhunderts ist, als ein Lehrinstrument, bestimmt durch die theologischen und moralischen Gehalte. Seine Sprachform und sein Darstellungsstil suchen nicht die Schönheit im dichterischen Abbild der Welt. Die dramatische Kunst und

ihre Mittel haben zu dienen; sie rechtfertigen sich allein durch die religiöse und moralische Lehrwirkung. Diese didaktische Spielabsicht ist dem bürgerlichen Denken gemäß. In ethischer Stilisierung stellt das Volksschauspiel Gut und Böse einander gegenüber, erstrebt durch das exemplarische Verhalten der dramatischen Personen die sittliche Besserung des gemeinen Mannes, schreckt ihn durch drastische Bestrafung der Sünder in Teufelsszenen vom Laster ab und kämpft gegen die Verwilderung der Sitten und die Glaubenslosigkeit. Die typisierende Manier der moralisierend-lehrhaften oder das biblische Heilsgeschehen veranschaulichenden Volksspiele unterscheidet eindeutig die Personengruppen der Frommen und Gottnahen von denen der Verdammten und Gottfernen.

Die im Spiel dargestellten Menschen werden in Sprache, Kleidung und Verhalten der bürgerlichen Alltagswirklichkeit angeglichen und im biblischen Drama aus jüdischer Vergangenheit in die deutsch-christliche Gegenwart übertragen. Die Anachronismen und Eindeutschungen im Volksspiel erklären sich aus dem Bestreben des Bürgers, auf der Bühne das Abbild des Lebens, seines Alltags, darzustellen und sich in ihm wiederzufinden. Im unterschiedslosen Nahebringen und genauen Erfassen der Dinge zeichnet das Drama in breiter Ausführlichkeit die bürgerlich profane Welt. Aus solcher Fülle spricht das sinnenfreudige Behagen des Bürgers am eigenen Erlebnisbereich. Die derbe Lust am Natürlichen führt zu einem Naturalismus im Volksschauspiel, der sich zu ungezügelten Ausbrüchen der Lebensbejahung steigert.

Solche Daseinswirklichkeit des Bürgers jedoch ist in Wahrheit nur scheinhaft und hat in der auf anderes ausgerichteten Ordnung keinen Eigenwert. Der Raum für die Person ist Spannungsfeld zwischen Himmel und Hölle und durch diesen metaphysischen Dualismus bestimmt. Neben dem Profanen steht das Heilige, über dem Irdischen das Himmlische, neben dem erdenfrohen Naturalismus in Sprache und Aufführungsstil das Spiritualistische, Weltflüchtige, die Jenseitssehnsucht neben der Hingabe ans Diesseits. Darum findet sich im Volksschauspiel Hohes und Niederes, Erhabenes und Lächerliches, Erlösung und Verdammung unverbunden und in krasser Gegensätzlichkeit nebeneinander, die unbändigen Äußerungen des Lebenstriebs stellen sich dem ernsten Memento mori entgegen. Immer wieder wird freilich ausgesagt und dargestellt, daß die empirisch erfaßbare Wirklichkeit nur Schein ist. Das Wahre ist die göttliche Ordnung. Dieses Transzendente

wirkt auf die dem Bürger gemäße innerweltliche Realität. Der genrehafte Darstellungs- und Sprachstil des Volksschauspiels verlegt das biblische Geschehen in die Erfahrungswelt des Zuschauers, damit dem gemeinen Mann das Übersinnliche sinnlich erfaßbar, das Unbegreifliche begreiflich werde. Durch die Annäherung des Gegensätzlichen und die Durchdringung von religiösem Bereich und Erlebniswelt des Bürgers ist der Zuschauer unmittelbar betroffen. Seine Seele ist dem Jenseits zugewandt, und zugleich klammert er sich an die Welt. Die distanzlose Hingabe an ihre Fülle führt zu der volkshaften Aufschwellung des Geschehens und zur Zerdehnung der biblischen oder predigthaft illustrativen Handlung. Ein Merkmal dieses Stils der Entfaltung ist die Wiederholung. Rede reiht sich an Rede in langfädiger Ausführlichkeit und immer gleicher Sukzession der Personen. Die Sprache des bürgerlichen Spiels ist wortreich. Zu der behaglichen Redseligkeit, die eine formelhafte oder farbig bildhafte Ausdrucksweise liebt, tritt die Lust an Grobianismen. Derbe Späße, Anspielungen auf das Körperlich-Lächerliche und Geschlechtliche häufen sich in den profanen Einschüben und sind Zeichen volksnah-drastischer Schauspielkunst. Die Derbheit steigert sich bis zur Grausamkeit, und das Burleske macht auch vor dem Heiligen nicht Halt. Eine Regieanweisung im Luzerner Osterspiel vermerkt:

> „So der salvator wil sitzen, zuckt im Malchus das stüeli, das er falt".

Schwüre, Verwünschungen, Flüche und Schimpfreden sind charakteristisch für den volkstümlichen, affektvollen Redestil. In den lauten, von heftigen Gebärden, dreisten Possen und öfters von Prügeln begleiteten Reden äußert sich die Lust des Volkes am Mimischen und Spielmännischen. Vor den unanständigsten Ausdrücken der Lüsternheit, des Zorns, der übermütigen Freude scheut man sich nicht und läßt „die Sewglock gwaltig hören". Am ehelichen Streit, an hitzigen Gerichtsverhandlungen und Kampfreden, an zotigen Anspielungen findet das Theaterpublikum Spaß. In burlesken Episoden entspannt man sich vom metaphysischen Gewicht, vom Ernst und der Pathetik des heiligen und heiligenden Spiels.

Heftig, laut und hastig sprechen die Juden im Luzerner Osterspiel, und die Teufel mit ihrem höllischen Arsenal steigern sich in der Ungezügeltheit ihrer Reden und Gebärden. Die Juden „trybend ir gspey vnnd schältwort", und „die thüffel hannd ein wild geschrey", „ein wild gmürmel". Interjektionen sind in diesem affektiven

Redestil besonders häufig: „O we, we! was jammers vnnd großen nötten!“ Viele der Eigenheiten volkstümlicher Sprechweise sind auf dialektale Einflüsse zurückzuführen. Die der Kanzleischrifttradition folgende frühneuhochdeutsche Sprache ist durchmischt mit mundartlichen Klängen und Wortformen, vor allem auch geprägt von mundartlich gebundenem Wortgut und dem Phrasenschatz des gesprochenen Idioms. Der Wortreichtum des Spiels und die gleichmäßig weitschweifende Behandlung des Heiligen und Profanen entspringen dem Streben nach Deutlichkeit und Eindringlichkeit. Beispiel für solche Worthäufung sind die Verse 9669—71 des Luzerner Osterspiels:

„Was großen schmärtz, angst, not vnnd beschwärd,
ouch kumer, elend, jamer vund pyn
allso der reynen magt ist gsyn.“

Überaus zahlreich sind die verdeutlichenden, oft derb anschaulichen Bilder und Vergleiche. Sie geben der Sprache des Volksspiels die kräftige Gegenständlichkeit und Farbigkeit. Als Beispiele seien zitiert:

„Ir hendt vernunfft wie d wylden schwyn“
(Boltz, Sant Pauls bekerung, 1551),
„Es bschüßt grad wie sich heitzen laßt
ein kalter off / daryn man blaaßt“
(Haberer, Abraham, 1562).

Die Häßliche ist

„lieblich wie ein huss on tach,
kurtzwylig wie ein nasser fyrtag (ebendort).

Was unmöglich ist, wird erst Wirklichkeit,

„wenn d'hüner fürsich kratzend d'erden“
(Aal, Tragœdia Johannis des Täufers, 1549).
„Sy stellend sich all trostlich zuo der
glych wie ein has zuo synem bruoder“
(Luzerner Osterspiel).
„Ietzt hatt mich ein arme magdt erschreckt,
Das ich bstuond wie ein Nasses huon“ (ebendort).

Formelhafte Wendungen und vor allem die vielen paarigen Ausdrücke, deren Doppelglieder oft alliterieren („schmach und schand“, „mit plag vnnd pyn“) sind bezeichnend für die volksmäßige Sprachform eines Dramas, das Ausläufer der Geisteshaltung und der Formstrukturen des späten Mittelalters ist und dessen Darstellungs- und Redestil ungeachtet der überzeitlichen religiösen und

moraltheologischen Bestimmtheit Einblick gewähren in Denk- und Sprachwelt des Menschen in der Wende von Mittelalter und Neuzeit.

Die Orts- und Flurnamen-Sammlung des Kantons Bern

(Ein Werk des Berner Germanisten Prof. Dr. P. Zinsli)

Von Dr. Rudolf Ramseyer, Bern

Kürzlich beklagte sich ein Landwirt, die Beschrifter der neuen Landeskarte der Schweiz hätten den Namen seines Hofes geändert; statt der vertrauten *Freudisey* habe er die seltsam verdrehte Form *Früetisey* gefunden und bitte um Korrektur. Eine verständliche Klage; denn ein derartiger Bruch der Namentradition trübt die Freude an der „Ey" und mindert Ansehen und Wert des Hofes. Sie wird noch verständlicher, weil sie nicht Einzelfall bleibt: Weitherum bedeuten Flur- und besonders Hofnamen mehr als bloße Adressen oder erstarrte Zeugen der Vergangenheit. Darin enthaltener Sinn wird erforscht, erkannt oder hineingedeutet und kritisch auf den heutigen Aussagewert hin überprüft. Und wenn sich die Bezeichnung nicht zum Objekt fügt, paßt man sie an oder ersetzt sie: Deshalb muß nun der *Dürrgraben* einem *Heimisbach* weichen, die *Siechenmatt* verschwindet zugunsten einer *Sunnmatt*, und die *Schattsite* versteckt sich unter dem in der Nachbarschaft üblichen *Mistlebärg*.

Dieses oft materiell beeinflußte Interesse verlangt vom Kartenbeschrifter fundiertes Wissen, wenn er mit seiner Überzeugung durchdringen soll. In unserem Fall „Freudisey — Früetisey" können wir richten dank einem großen Werk des Berner Germanisten Prof. Paul Zinsli. Aus dem umfangreichen Material der nach seinen Plänen von ihm und seinen Helfern aufgebauten Orts- und Flurnamensammlung des Kantons Bern läßt sich die Änderung rechtfertigen: Vorerst erweist sich die Form „Freudisey" bloß als junge, schriftliche Tradition; die mundartliche Benennung des Hofes lautet *früətisei* und wird gestützt von zwei übereinstimmenden Belegen aus dem 16. Jahrhundert: „in der fruotis